

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 94.

Mittwoch, den 23. November 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] Wie die Pr. Correspondenz in Berlin versichert, besteht zwischen den beiden deutschen Großmächten das beste und vertrauensvollste Verhältniß, das weder durch den österreichischen Ministerwechsel noch durch die in letzter Zeit hervorgetretenen Fragen irgendwie gestört worden. Der auf beiden Seiten vorhandene redliche Wille der Bundesfreundschaft habe beide Mächte über alle Schwierigkeiten hinweggeführt und sei kein Grund zu zweifeln, daß die Gemeinschaft, welche bereits so schöne Früchte für Deutschland gebracht, zum allseitigen Vortheil und Gedeihen Preußens und Oesterreichs fortbauere. — Wenn die beiden Großmächte sich nicht selbst verderben wollen, so werden sie allerdings ihre Differenzen zur gegenseitigen Zufriedenheit ausgleichen und verbündet bleiben müssen, soll ihnen die Revolution, welche sich seit Jahrzehnten wesentlich consolidirt und durch die unmoralische Politik gewisser Mächte gekräftigt und ihre Wirkungen auch auf Deutschland erstreckt hat, nicht über den Kopf wachsen. Nur ein Blinder kann nicht sehen, daß gegen den revolutionären Strom einen einigermaßen haltbaren Damm nur die vereinigte Macht Preußens und Oesterreichs bildet, deren Stärke auch auf die Erhaltung der Ordnung in den deutschen Kleinstaaten den direktesten Einfluß ausübt. Freilich ist auch selbst diese Großmachtsverbündung nur ein zeitweiliges Hinderniß gegen die revolutionäre Brandung, wenn nicht der inneren Verfaulung, welche durch das Antichristenthum mächtig gefördert wird, mit Energie gewehrt und der Volkstern vor Verpestung bewahrt wird. Davon aber sieht man blutwenig.

Die Sprihen werden gegen das aus dem Dach herauslobernde Feuer angefeht; die Feuerlegung selbst aber kann ruhig geschehen durch die modernen Herosrate in Religion und Literatur, welche es auf den Abbrand des christlichen Gottesstempels mit all seinen Schätzen angelegt haben. Und doch ist es geradezu lächerlich, das Haus erhalten zu wollen, wenn alle Fundamente allgemach zerstört werden. Die Revolution wird nur überwinden durch die Regeneration, d. h. durch die Pflege des wahren christlichen Glaubens, der christlichen Gesittung, der aufrichtigen Gottesfurcht und des Pflichtbewußtseins. Kanonen und Kartätschen können wohl die

Revolution augenblicklich niederwerfen, aber ihren Geist nicht tödten. Der Geist des Todes — der revolutionäre Geist tödtet nur — muß durch den Geist des Lebens besiegt werden und dieser ist der Geist Christi und seiner Kirche. Wie weit ist man aber noch von dieser Erkenntniß entfernt! Freilich begreiflich, da die meisten Staatslenker fatisch selbst in geistiger oder christlicher Hinsicht auf Revolutionsgrund stehen. Die Position ist herzlich miserabel, um die Revolution zu bekämpfen. Zwischen vielen Stockkonservativen und Rothens ist fast nur der Unterschied, daß die einen bloß a, die andern auch b sagen wollen. Oder mit andern Worten: die Einen wollen bei der Revolution gegen Gott und sein Gebot stehen bleiben, die Andern auch die menschliche Gesellschaftsordnung abtragen und einen Neubau nach ihrem Geschmack vollführen, wo sie etwas profitlicher zu wohnen hoffen. Es liegt in dem b gegenüber dem a Methode; will man das b nicht, muß man das a perhorresziren und die a Revolution entwurzeln durch die Conversion zu Gott, seiner Wahrheit und seiner Kirche. Da hat man dann den Boden für die Regeneration, die innere allein die Uebel mit der Wurzel ausrottende Wiebergebur. —

Mit Dänemark ist der Friede abgeschlossen. Der Kopenhagener demokratische Hehsteufel ohne Verstand und Voraus-sicht hat also dem kleinen Lande Schleswig, Holstein und Lauenburg abgegliebert. Denn noch beim Beginn des Krieges ließen es sich die deutschen Großmächte nicht träumen, zu so günstigen Erfolgen zu gelangen. Der dänische Demokratenunverstand, bethört durch die Hoffnung auf die richtig ausgebliebene englische Hilfe, zwang Oesterreich und Preußen förmlich, weiter zu greifen, als sie gewollt. Jetzt halten die dänischen lutherischen Pastoren den drei für Dänemark gestorbenen Provinzen im Kopenhagener Landtag die Grabrede. Zum Plaisir geben wir hier einige Stellen dieser Grabreden. Pastor Birkedahl, der gegen den Friedensvertrag protestirte, sprach: „Von Schleswig habe Dänemark seinen Namen, seine Geschichte, sein Christenthum erhalten; dies Land abtreten, heiße sich die Wurzel abschneiden. Der Friedenstractat sei Lüge und Zümmlichkeit durch und durch. Durch den religiösen Eingang habe man wohl geglaubt, ihn fromm

zu machen; allein man solle nicht spielen mit dem heiligen Namen Gottes, wie in diesem Friedenstractat geschehen sei, denn im Namen Gottes beraubten doch wohl Räuber das dänische Volk nicht. Aber das Volk sei gebrochen, die reaktionäre Krankheit nehme zu. Der Rath des Reichs spiele hier die Rolle eines Statisten, denn die Regierung habe das Volk entwaffnet, ohne ihn zu fragen. Deshalb sage er „Nein!“ Nach göttlichem und menschlichem Recht dürfe man Schleswig nicht dem „Erbfeind“ abtreten. Nabob zog den Tod der Abtretung von Land vor, allein hier handele es sich um Herzen und Seelen, die dürfe man nicht ohne ihren Willen abtreten. Wenn er Ja sage, könne er nicht ruhig sterben. Alle die in deutsche Sklaverei überantworteten Seelen würden in seiner Todesstunde vor sein Lager treten! Ihm scheine ein fremdes Joch über ganz Dänemark besser, als die Schmach, wenn man Schleswig abtrete. (Mit Donnerstimme:) Ist es menschlich, die Schleswiger an einen Herrn abzutreten, den sie hassen, den sie verabscheuen! Man kommt mit einem Tractat, worin steht, es solle ewiger Friede mit den deutschen Mächten sein, ewiger Friede mit Dänemarks Erbfeinden! Dazu sage ich Nein! Ich will in meinem Kreise Alles anbieten, daß der Friede kein ewiger werde! Wenn das Ministerium wüßte, welches Unkraut sich emporgearbeitet hat, seit es am Ruder ist! Jetzt soll der König zeigen, daß er kein Protokollkönig ist, er soll das Volk aufrufen, er soll nicht dulden, daß Dänemark, das sein Haus ist, in Trümmer stürze! Pastor Viborg begann seine Rede also: „Mir scheint es fast ehrlos, „Ja“ zu diesem Frieden zu sagen. Ein Räuber ist in unser Haus gedrungen, und will unsere Kinder zu Sklaven machen! Da darf man sich wohl nicht bedenken, bis auf's äußerste zu kämpfen u. s. w.“ Jamose Friedensboten! Ganz parlamentsmäßig! Großes Mundstüd, kleine Thaten! Wenn der Unverstand sich verrannt hat, fängt er zu rasen an. Natürlich bleiben Schleswig, Holstein und Lauenburg verloren und die Großmächte werden nun sich darüber benehmen, wer sie und in ihnen regieren soll. Lauenburg dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach an Preußen kommen.

Wir sprachen oben von der inneren Revolutionirung der Länder. Ein Bröbchen davon aus Frankfurt a. M., wo der „Arbeiterverein“ zum Andenken an den am 9. Novbr. 1848 in Wien kriegsrechtlich erschossenen Robert Blum aus Leipzig eine „Blumfeier“ arrangirte. Diese Feier von circa 600 Arbeitern wurde verherrlicht durch pöbelhafte Schmähungen gegen „Fürsten, Pfaffen und Soldateska.“ Wie man berichtet, würde in diesem „allgemeinen Arbeitervereine“ dem tollsten Wahnwitz das Wort geredet. So habe neulich ein Redner geäußert: Das Evangelium Vogt-Moleschott habe die Menschheit erlöst, „weil es sie von Himmel und Hölle befreie.“ „Sich von einem Höheren (Gott) abhängig zu fühlen und zu beten, sei eine Entwürdigung des Menschen.“ Ob das nicht Wahnwitz und zwar der allerdümmste? Aber auch der Wahnwitz ist ansteckend für Schwachköpfe, die Anlage dazu haben. So lange aber sich solche „Pest“ in Deutschland noch frei ausdünsten darf, kann es nicht Wunder nehmen, wenn alsdann der christliche und sittliche Ban-

kerott wächst und das Material für die Revolution sich anhäuft. Es ist albern, wenn man solche Auswüchse auf Conto der „Freiheit“ hinnehmen zu müssen glaubt. Die „Freiheit“ legitimirt doch nicht auch Freiheit der Gistmischerei und des Raubes; also auch nicht der — Gotteslästerung und geistig-sittlichen Gistmischerei und Räuberei.

In München will man das Verfahren gegen den Bischof von Speyer schönfärben, indem der Cultusminister v. Koch eine altentworfene Darstellung des Streites hat ausgeben lassen, worin aber nur bestätigt wird, was wir von seinem Vorgehen gegen den Herrn Bischof berichtet. Der Minister beruft sich auf die bisherige Praxis des Staates, ohne dessen Einvernehmen der Bischof keine Veränderungen an der geistlichen Anstalt vornehmen dürfe. Er hat Recht, wenn er nachweisen könnte, daß die bairischen Staatspräntensionen im Rechte begründet wären. Sie sind aber dem Herrn Bischof gegenüber in diesem Fall im vollsten Unrecht, weil gegen das Concordat, das zu den Staatsgrundgesetzen gehört, dem also Staatspräntensionen nicht präjudiziren können und worin dem Bischof noch größere Rechte verbürgt sind, als eben von ihm in Anspruch genommen worden. Denn nach dem Concordat hat der Staat in jeder Diözese bischöfliche Seminarien zu dotiren und trotzdem soll der Bischof darin vollkommen freie Hand haben. Der Artikel V. des Concordates heißt: „Alle Diözesen sollen ihre bischöflichen Seminarien erhalten und mit einer angemessenen Dotation in unbeweglichen Gütern und Gründen versehen werden; in jenen Diözesen aber, wo sie fehlen, sollen sie ungesäumt mit derselben Dotation in unbeweglichen Gütern und Gründen fundirt werden. In die Seminarien aber sollen jene Jünglinge aufgenommen und nach Vorschrift des tridentinischen Concils gebildet und unterrichtet werden, welche die Erzbischöfe und Bischöfe je nach dem Bedürfnisse oder zum Nutzen ihrer Diözesen aufzunehmen für gut finden. Die Einrichtung, der Lehrplan (doctrina), die Leitung und Verwaltung dieser Seminarien soll mit vollem und freiem Rechte der Autorität der Erzbischöfe und Bischöfe nach den kanonischen Bestimmungen unterworfen sein. Auch die Vorstände und Professoren dieser Seminarien werden von den Erzbischöfen und Bischöfen ernannt und, so oft sie es für nothwendig oder nützlich halten, wieder entfernt werden.“ Seinen desfalligen Verpflichtungen ist der bairische Staat nicht allermwegs nachgekommen und nun nahm sich Herr v. Koch sogar heraus, mit Schließung eines Seminars zu drohen, das der Bischof von Speyer ohne Inanspruchnahme des verpflichteten Staates auf seine Gefahr in's Leben gerufen. Daß der Minister nicht böswillig, sondern durch seine Ansichten von der Staatsbefugniß geleitet handelte, glauben wir vollkommen. Allein er war eben mit diesen Ansichten im offenen Unrecht und auch in Baiern muß es dahin kommen, daß die veralteten Geseze und Praktiken, welche einer kirchenfeindlichen Zeit ihren Ursprung verdanken, nicht bloß, wie vielfach schon geschieht, ignorirt, sondern auch außer Kraft gesetzt werden. Denn sonst können sie immer wieder zu gewissen Zeiten in Uebung gesetzt werden, wie ja auch bei der ante-

diluvianischen Verfügung zu sehen, wonach nur so und so viele Candidaten der Theologie aus den einzelnen bayerischen Diözesen in Rom studiren sollen.

Paris hat gegenwärtig, nach den statistischen Ermittlungen der Handelskammer, in runder Zahl eine Bevölkerung von 1,700,000 Seelen, von denen 400,000 von dem Zinsertrag ihres Eigenthums, von Staatsämtern und liberalen Professionen leben; 100,000 sind in den Schulen, den Spitälern und Gefängnissen, 200,000 leben vom Handel und 1,000,000 von der Industrie. Dazu kommen noch 30,000 Soldaten, die nicht gerechnet, welche außerhalb der Ringmauer in den Forts liegen. Heutzutage ist also, wie die „Gazette de France“ aus einer Arbeit von Cochin nachweist, Paris zu einer Manufakturstadt geworden, eine Umwandlung, die seit kaum hundert Jahren ernstlich begonnen hat. Francois Myron, Prevot der Kaufmannsinnung von Paris, schrieb schon im Jahre 1605 an Heinrich V.: „Die Hauptstadt des Reichs soll keine ringsum von Manufakturen eingeschlossene Industriestadt sein. Das Herz eines Staates muß frei unter der Hand der höchsten Autorität schlagen. Wenn Ihr durch Eure Fabriken einen allzu großen Schwarm von Handarbeitern nach Paris zieht, so verdammt Ihr Euch selber dazu, ihnen stets Arbeit herbeizuschaffen. So wie Ihr dies nicht mehr vermögt, dann wahret Euch vor dem Ausruf: „Euer Thron steht auf einer Pulvertonne!“ „Unsere Annalen“ fügt die „Gazette de France“ diesen prophetischen Worten bei, „rechtfertigen seit 70 Jahren, seit der Regierung Ludwig XVI, wo die Industrie in Paris sich festzusetzen und das Gleichgewicht zwischen dem Arbeiterstand und den übrigen Ständen der Bevölkerung zu stören anfang, nur allzusehr diese Vorherverkündigung Myrons. Denkt man an die so zahlreichen innerhalb eines Menschenlebens vollbrachten Revolutionen, an die vielen blutigen Straßenkämpfe, vergleicht man den alten aus 18,500 Wählern bestehenden Wahlkörper der Seine mit den neuen 400,000 Stimmen enthaltenden Wahllisten, sieht man endlich, wie eine Regierung, die anscheinend so stark ist und sich auf die schönste Armee der Welt stützt, sich nur dann in Paris gesichert glaubt, nachdem sie nach allen Seiten strategische Straßen, in denen Kavallerie und Artillerie bequem manöviriren können, angelegt und in allen Stadttheilen Bastillen, die eine regelmäßige Belagerung aushalten können, erbaut hatte, so kann man sich nicht enthalten, mit dem alten Prevot der Kaufleute auszurufen: „Paris steht auf einer Pulvertonne.“

Ueber das Volk von Neapel schreibt ein Reisender der „Augsb. Postztg.“ nachdem er die Naturschönheiten daselbst geschildert:

„Was das Volk betrifft, das sich in diesem Paradiese bewegt, so hat es noch größtentheils die Eigenschaften der Kinder, es ist unruhig, lebhaft, wanfelmüthig, neuerungsfüchtig, aber gutmüthig, gefällig, genügsam und fromm. Nachdem es seine angestammte Königsfamilie beipiellos rasch und feig aufgegeben, hat das Volk jetzt auch wieder ganz satt an der piemontesischen Regierung. Ueberall hört man Klagen und Jammern. Dester's wurde ich gefragt, ob die Deutschen

balb kämen, um die Italiener von dem unerträglichem Joch der Piemontesen zu befreien. Diese halten aber durch eine reichliche Besatzung, die übrigens einen guten äußern Eindruck macht, jeden Ausbruch des Grolls nieder. Täglich kommen noch neue Regimenter zierlicher Alpenjäger und Bersaglieri. Was besonders schmerzt in Neapel, ist die Bedrängung der Kirche durch die neuen Gewalthaber. Nicht bloß der Cardinal-Erzbischof Nario Sforza von Neapel muß in der Ferne, in Rom leben, sondern auch über 20 Bischöfe des Königreichs sind aus ihren Sprengeln vertrieben. Dazu kommt, daß die Aufhebung der Klöster immer fortschreitet. Ohne Aufsehen und Lärm zu machen, vertilgt man eines dieser Aste der Frömmigkeit nach dem andern. Erst in diesen Tagen wurde wieder ein Frauenkloster in Neapel eingezogen, wobei zu bemerken ist, daß es nicht verkommene Klöster sind, die sich selbst zum Fall reif gemacht, sondern Häuser, in denen mit großer Sittenreinheit Gott gedient wird. Alles, was wir wenigstens von den Klöstern in Neapel sahen und hörten, machte einen guten, erbauenden Eindruck! Während also diese Häuser der Frömmigkeit nicht geduldet werden, nehmen gewisse andere Häuser mit erschreckender Schnelligkeit zu an Zahl und Ausdehnung. Das Laster macht sich mit einer Ungerirtheit breit, wie wohl nirgends in Europa. Das sind üble Zeichen der „neuen Aera“ in Italien! Uebrigens muß auch rühmend erwähnt werden, daß die Zahl der Lazzaroni in Neapel durch die neue Herrschaft sehr gemindert worden. Die Schaar dieser Leute mit sehr transparenten Kleidern, die am Hafen herumlungern, ist nur mehr unbedeutend, fast Alle haben ein Geschäft und suchen sich etwas zu erwerben. Nebenbei muß ich aber auch anführen, daß dieselbe erfreuliche Erscheinung uns auch in Rom begegnet. Durch die Bemühung der päpstlichen Regierung hat sich die Zahl der gewerbsmäßigen Bettler in Rom sehr gemindert. Man wird jetzt in Rom nicht mehr bedrängt durch Bettler als in manchen Orten Deutschlands. — Was endlich die berühmte Brigantaggio in Neapel betrifft, so kommen allerdings in den Gebirgsgegenden noch immer Raubanfälle und Kämpfe vor.“

Schließen wir heut mit einer allgemeinen Uebersicht der diesjährigen Ernte, welche der „Fortschritt“ giebt, wenn er schreibt:

„In Rußland wird nach den bis jetzt eingegangenen Nachrichten der Durchschnitt des ganzen Reiches keine gute Mittelernte erreichen. Die Ausfuhr wird im gegenwärtigen Jahre keine starke sein, da die Ostseeprovinzen nicht reichlich geerntet haben. Da jedoch das Königreich Polen sich einer gesegneten Ernte erfreut, so wird von hier aus viel Getreide die Weichsel hinabgehen und die Ostseehäfen versorgen. In Ungarn, so wie in den Donaufürstenthümern, war die Ernte überaus reichlich. Jedoch war Ungarn durch den Mißwachs des vorigen Jahres völlig erschöpft und es muß der diesjährige Ueberfluß erst die entstandenen Lücken ausfüllen, ehe man an Ausfuhr denken kann. Schlesien und Posen können mit der Ernte zufrieden sein; beide kommen im Durchschnitt aller Früchte ziemlich auf einen vollen Mittelertrag, behalten auch

noch zur Ausfuhr übrig. Nur ist zu bedauern, daß hier wider alles Erwarten der Weizen fehlgeschlagen ist. Desto mehr aber geriethen die Kartoffeln, was auf die anderen Früchte einen wesentlichen Einfluß üben und sie nicht steigen lassen wird. Dann sind noch die preussischen Ostseeprovinzen Pommern und Preußen. Aus beiden blieben sich die Nachrichten den ganzen Sommer hindurch gleich, d. h. sie waren nicht günstig. Das späte Frühjahr, die darauf folgende Trockenheit und dann viel Regen mit sehr kalten Nächten haben dort auf den Ertrag sehr empfindlichen Einfluß gehabt und die Ernte beeinträchtigt. Mähren hat, fast ohne Ausnahme irgend einer Frucht, einen sehr reichen Segen eingeheimst, was auch von Oesterreich und Böhmen gilt. Auch Baiern, Württemberg und Baden können mit ihrer Ernte sehr zufrieden sein. Fast ganz dasselbe läßt sich von Brandenburg, Mecklenburg, Hessen und den Rheinlanden aus den veröffentlichten Ernteberichten entnehmen. So ist denn Deutschland, wie sonst oftmals, nicht auf den Osten angewiesen, hat vielmehr Ueberschuß, den es exportiren kann.

Aus Frankreich haben die Nachrichten den ganzen Sommer hindurch günstig gelautet, worin auch Holland und Belgien einstimmen. Auch Italien ist mit seiner Ernte sehr zufrieden. Spanien zählt, ebenso wie Schweden, wenig mit, wenn es sich um die Deckung des Jahresbedarfs an Lebensmitteln handelt; jedoch haben auch diese Länder nicht Ursache, sich zu beklagen. In England ist der höchst seltene Fall vorgekommen, daß es an ercesiver Dürre gelitten hat. Sowie aber überall die Trockenheit nur höchst selten Mißwachs bringt, so geschieht dies am allerseeltensten in England, dessen feuchtes Klima keine solche aufkommen läßt, und wo mehr als irgendwo nur nasse Jahrgänge Theuerung im Gefolge haben. Man kann daher mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieses Land im heurigen Jahre nicht mehr als gewöhnlich an Zuschuß zur Deckung seines Bedarfs von außen wird beziehen müssen. Nur um das Viehfutter wird es daselbst bedrängt aussehen, zu dessen Ergänzung es ja aber Surrogate genug giebt. Zieht man aus allem dem Gesagten das Ergebnis, so ergibt sich: daß das Gleichgewicht zwischen Bedarf und Vorrath in diesem Jahre hergestellt ist.

Schule der Weisheit.

[Eine Beichte.] An der Thüre einer Kirche in Paris fand sich schon seit einer Reihe von Jahren täglich ein alter Bettler ein, den man unter dem Namen des „alten Jakob“ kannte. Er pflegte sich auf einen Tritt der Kirche zu setzen, um sein Almosen einzusammeln. Er saß da, traurig und finster, sprach fast nie und nickte nur zum Danke, wenn man ihm etwas reichte. Ein vergoldetes Kreuz sah man auf seiner Brust, wenn die Lumpen sich ein wenig bei Seite schoben. Ein junger Priester, Paulin mit Namen, pflegte in derselben Kirche die heil. Messe zu lesen und unterließ nie, dem armen Jakob seine kleine Gabe zu reichen. Von einer reichen und adeligen Familie entsprossen, hatte er sich als Priester Gott ganz geweiht und legte sein ganzes Vermögen in den Schooß der Armen und Unglück-

lichen. Ohne ihn weiter zu kennen, liebte der alte Jakob ihn sehr. Eines Tages sah Paulin den alten Jakob nicht mehr an seinem gewöhnlichen Plage und bemerkte, daß er längere Zeit hindurch nicht mehr erschien, das beunruhigte ihn und machte ihn um seinen Schützling besorgt; er erkundigte sich nach seinem Aufenthalte und eines Tages nach der heil. Messe nahm er seinen Weg der Wohnung des Alten zu. Er klopfte an die Thüre des Dachstübchens; eine schwache Stimme antwortete; er trat ein und fand Jakob — krank in seinem Bette oder vielmehr auf seinem Lager, bleich mit erloschenem Auge. „Ach! sind Sie das, hochwürdiger Herr?“ rief er, als er den guten Priester erkannte. „Sie sind ja sehr gütig, zu einem so elenden Menschen zu kommen, wie ich bin. Das verdiene ich nicht.“ „Was sagst Du, Jakob?“ antwortete Paulin, „weißt Du nicht, daß der Priester der Freund der Unglücklichen ist?“ „Uebrigens,“ setzte er lächelnd hinzu, „sind wir auch noch alte Bekannte.“ „Ach, mein Herr! wenn Sie wüßten . . . wenn Sie mich kannten . . . wahrhaftig Sie würden nicht so mit mir sprechen . . . Mein, nein, sprechen Sie nicht so gütig mit mir, ich bin ein Elender . . . von Gott und Menschen verflucht . . .“ „Von Gott verflucht? was fällt Dir ein? Ach, armer Jakob, sprich doch solche Dinge nicht, wenn Du Uebels gethan hast, so bereue es und beichte; Gott ist ja die Güte selbst, dem Reuigen verzeiht er Alles.“ „Ach, nein! mir, mir wird er nicht verzeihen!“ „Nun warum denn nicht? Hast Du etwa keine Reue?“ „Ob ich Reue habe! ob ich Reue habe!“ schrie Jakob laut, indem er sich erhob und zerstörten Blickes umher sah, „ob ich Reue habe? Ja, ja, ich bereue es — Dreißig Jahre bereue ich es . . . und dennoch bin ich ein Verfluchter . . .“ Der gute Priester suchte ihn zu trösten und zu ermuthigen, aber vergebens. Ein schreckliches Geheimniß lag in der Tiefe seines Herzens verborgen, und die Verzweiflung hinderte den Unglücklichen, sein Verbrechen zu offenbaren. Endlich jedoch durch das sanfte und gütige Zureden des Priesters überwunden, entschloß sich der unglückliche Jakob und erzählte mit halb erstickter Stimme: Während der blutigen Revolution im vorigen Jahrhundert hatte ich die Aussicht über ein Schloß einer reichen Familie. Meine Herrschaft war die Güte selbst . . . der Graf, die Gräfin, ihre beiden Töchter und ein Sohn . . . Ich verdankte Ihnen Alles: meine Stellung, meine Erziehung und den guten Tag, den ich bei Ihnen hatte . . . Als aber die Schreckensregierung kam . . . da . . . habe ich sie — verrathen! Sie waren verstockt, ich wußte, wo! . . . Ich zeigte sie an, um ihre Güter zu gewinnen, die man den Angebern verhielt . . . Und — sie wurden zum Tode verdammt, Alle bis auf den kleinen Paulin, der noch zu jung war. Hier schrie der Priester unwillkürlich laut auf und der kalte Schweiß rann von seiner Stirn. „Ach, Herr,“ fuhr der alte Bettler, der die Aufregung des Priesters nicht bemerkte, fort, „es ist schrecklich! ich hörte ihr Todesurtheil mit an, sah alle vier auf den Karren werfen, sah — ach, mein Herr! sah, wie ihre Köpfe unter dem Mordbeil vom Rumpfe fielen. Angeheuer, der ich bin! Und seit dieser Zeit habe ich weder Ruhe noch Raß. Ich weine, ich bete für sie. Ich sehe sie täglich vor meinen Augen. Sehen Sie, da sind sie unter dieser Leinwand . . .“ Indem er dies sagte, zeigte er mit zitternder Hand auf einen Vorhang, der einen Theil der

Mauer verschleierte. „Dies Kreuz, das Sie an meinem Bette sehen, war das vom gnädigen Herrn.“

... Dies kleine goldene Kreuzchen, was ich bei mir trage, trug ehemals beständig die gnädige Frau. . . O mein Gott! welch' ein Verbrechen! welch' ein Entsetzen! Ach, hochwürdiger Herr, haben Sie Mitleiden mit mir! stoßen Sie mich nicht von sich! beten Sie für mich, den größten Verbrecher und das unglücklichste der Menschenkinder!!!“ Der Priester lag neben dem Lager auf seinen Knien, blaß wie der Tod. So blieb er fast eine halbe Stunde. Dann stand er auf voll Ruhe, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und zog den Vorhang hinweg und sah zwei Portraits. . . Jakob stieß einen Schrei aus, als er sie sah und warf sich auf sein Bett zurück. Der Priester weinte. „Jakob,“ sagte er mit bebender Stimme, „ich werde Dir von Seite Gottes Verzeihung bringen; ich will Deine Beichte hören.“ Mit diesen Worten setzte er sich neben das Bett und der alte Jakob beichtete. Als der Sterbende zu Ende war, sagte Paulin zu ihm: „Jakob, der liebe Gott hat Dir verziehen; aber das ist noch nicht Alles, auch ich verzeihe Dir aus Liebe zu ihm. Denn, die Du zum Tode gebracht hast, waren . . . mein Vater, meine Mutter und meine beiden Schwestern!“ Dem Jakob standen die Haare zu Berge, er öffnete seine Lippen, stammelte einige unverständliche Worte — er sank auf sein Bett. Der Priester trat näher — der Bettler war todt.

Recht und Gewalt.

(Pius VII. und Napoleon I.)

(Fortsetzung.)

Es herrschte eine tiefe feierliche Stille, alle Augen waren auf die Thür gerichtet, durch die der Papst erscheinen sollte; nach und nach ward die große Kapelle gedrängt voll, aber lautlos lag das Heer von Köpfen, das jeder um sich sah. Endlich ward der heilige Mann unter seinem Thronhimmel daher getragen, die heiligste Ehrfurcht ging vor ihm her und bildete eine Straße durch's Gedränge; überall neigten sich die Häupter unwillkürlich und empfingen die Segnung, das heilige Zeichen des Kreuzes von heiliger Hand. — Ich habe bei so mancher Messe dem Papste nahegestanden und aus seinem heiligen Angesichte hat sich tiefe Andacht in meine Seele ergossen; ich habe ihn so manchen Morgen in seinem Cabinete gesehen im vertraulich unbefangenen Gespräche über allgemeine Gegenstände der Menschheit, und immer ist mein Herz von neuem erfüllt worden mit unaussprechlich inniger Liebe zu diesem theuern werthen Namen. Der edle Ausdruck seines Gesichtes war ein ewig wahrer Spiegel seines edlen Gemüthes und durfte es ohne Rückhalt sein; sein leuchtend Auge und die außerordentliche Beweglichkeit aller Gesichtszüge verrieth seine außerordentliche Leidenschaftlichkeit, sowie der hohe Ernst, der die Bewegung der Züge wie in einen Brennpunkt sammelte, die wahrhaft göttliche Kraft der Seele ankündigte, mit der er seine Leidenschaften einem ewigen Zwange, die menschliche Natur der göttlichen unterwarf; zugleich schimmerte durch diesen Ernst, bei jedem Blicke, jene unaussprechliche Güte und Sanftmuth durch, die bei alledem der Grundzug seines Charak-

ters war und ihm alle Herzen, die ihm nahen durften, auf ewig gewann und an sich fesselte. Ich habe so mancher Messe beigewohnt, sagte ich, aber nie bin ich so allmächtig ergriffen worden als diesmal. Zum ersten Male bin ich auch niedergefallen auf die Kniee und habe mit klopfendem Herzen mein Antlitz verhält vor dem hohen ewigen Geheimnisse. — So gespannt und ergriffen hörte die Menge den Papst, wie ernst und kraftvoll in einer kurzen nachdrücklichen Rede die Begebenheiten, seit dem ersten Briefe des Miollis von der Grenze des Kirchenstaates aus, unter einen allgemeinen Gesichtspunkt faßte, und dann, kraft seines heiligen Amtes und seiner hohen Würde als Statthalter Christi auf Erden, mit erhöhter Stimme, donnernd das Anathem aussprach: „über den Kaiser der Franzosen und all' diejenigen, so demselben wider das Wohl der Kirche zu verfahren gerathen haben.“

Es läßt sich über den Eindruck dieses Vorganges durchaus nichts sagen; wer in seinem Leben einmal einen solchen gehabt hat, der weiß, daß er allen Worten, ja selbst dem Gedanken unerschütterlich ist. Tief erschüttert, wie ich war, hatte ich gegen das Ende der päpstlichen Rede die Augen niedergeschlagen, und als die Menge sich in Bewegung setzte und ich die Augen aufschlug, war der Papst nicht mehr da, ich wurde mechanisch in der Menge hinaufgeschoben; unter den innern Arkaden des Palastes, auf dem Platze, in den Straßen trafen sich Bekannte und Freunde, die sich in der Kapelle nicht bemerkt hatten, sie gingen still neben einander hin, alle waren von denselben Empfindungen erfüllt, und war, als ob wir von dem Gerichte Gottes kämen.

Nachher erklärte sich auch das Gedränge gegen Sante Maria maggiore, das man aus meinen Fenstern sah, da ich auf Trinità de monti, in Strada felice wohnte. Die Excommunicationsformel war in lateinischer Sprache an die vier Haupt-Basiliken Roms afficirt (angeheftet), an S. Pietro in Vaticano, S. Giovanni in Laterano, S. Maria maggiore und S. Paolo fuori delle mure. Im Volke hatte man allgemein vorher gewußt, daß es geschehen würde, darum waren die Plätze schon früh besetzt von vielem Volke, das in aller Stille den großen Bogen mit den fulminirenden großen Buchstaben und Worten ansah, bis nach ein oder zwei Stunden die französische Polizei auch ansing Latein zu lesen, und zu besserem Verständnisse die vier Bogen mit nach Hause nahm. Gegen Abend kamen unbekannte Leute in die Häuser der fremden Minister und Geschäftsträger, die an dem päpstlichen Hofe accredit waren, und gaben in jedem einen großen Brief ab. Auch die vom Rheinbunde, Neapel, Italien u. s. w. hatten ihn empfangen, ohne vorher zu wissen, von wem er sei. Es war aus der Kanzlei der apostolischen Kammer die umständliche Bekanntmachung des päpstlichen Bannes in italienischer Sprache, in welcher auch sonst alle diplomatischen Verhandlungen stattfanden.

Der preussische Botschafter war zufällig abwesend; der österreichische Geschäftsträger bekam den Befehl französischerseits, die Stadt Rom und den bisherigen Kirchenstaat augenblicklich zu räumen; worauf man sich im Publikum erzählte, er habe geantwortet: er erkenne nur einen Herrn über sich, seinen Kaiser, und nehme in Rom nur Weisungen an von dem Souverän, dem er zugesandt sei. Er erwartete, daß man Gewalt brauchen

werde; das geschah auch; er bekam sogleich französische Dragoner in's Haus, die ihn zwingen einzupacken, und ihn über die Grenze begleiteten. Ein russischer Botschafter war schon seit Jahren nicht mehr in Rom. Die übrigen waren von der großen Dynastie und vom Rheinbunde, und von ihnen nahm Miollis durchaus keine weitere Notiz, als daß er diese Figuren unaufhörlich in den prächtigen Sälen des Palastes Doria figuriren, tanzen und essen ließ.

So wie nun das Ansehen Pius VII. an hoher geistiger moralischer Würde, so hoch als sich in den letzten Jahrhunderten kein Sterblicher erhoben hatte, gewann, so ließ sich doch nun für seine Person nicht viel Gutes mehr weisagen, da Niemand mehr an seiner eisenfesten Ausdauer bis an sein Lebensende zweifelte. Diese Aussicht mußte jeden Redlichgesinnten tief betrüben. Hierzu kam nun noch, daß Rom, seinem ehrwürdigen Ansehen und seiner alten Denkmale nach ein Grab der Zeit, durch unwürdige Macht verhaßter neufränkischer Barbaren entweiht und geschändet war. Es war unmöglich, ferner noch eine Freude zu haben an dem gestörten Leben in Rom — wenige Tage nach der Excommunication Napoleons verließ ich, tiefbewegt, die alte Stadt der Städte, furchtbar ergriffen von den Begebenheiten der letzten Zeit.

Außer den höchsten Bergen Calabriens konnte ich unter diesem schönen Himmel, der mich so mächtig anzog, keinen Fleck finden, der von dem Gifte französischer Herrschaft unverdorbt geblieben wäre. Ich zog endlich dahin, wo der erste Eindruck schon mehr verwischt, die ersten Wunden schon etwas vernarbt waren, an den Fuß der hohen Apenninen, da, wo sie aus dem Meere steigen, um sich durch das schöne Italien hinzuziehen, nach Genua. Aber eben hier sollte ich noch Traurigeres und Unglückeligeres erfahren.

Briefe aus Rom, die mir durch sichere Gelegenheit zukamen, meldeten mir Folgendes: Gegen Mitte Juli hatte sich Miollis eine Nacht ersehen, wo alles ruhig und die ganze vornehme Welt bei ihm zu einem glänzenden Feste versammelt war, da drang ein französisches Corps unerwartet in das Hauptthor des Palastes auf Montecavallo ein und überrumpelte die Schweizergarde in demselben Augenblicke, als schon der französische General, der eben Platz-Commandant war, durch eine Seitenthüre eingeschlichen und bis an's Cabinet des Papstes vorgebrungen war. Hier sprengte er die Thüre, fand den Papst im Bette, erwachend von dem Lärm, und kündigte ihm ohne weitere Ceremonie an, er habe den Befehl, ihn abzuholen. Ohne irgend ein Wort zu verlieren, ohne die geringste Anstalt zu einer Reise zu machen, ja selbst ohne nach einem Kammerdiener zu klingeln, nahm der Greis ein Oberkleid, das auf einem Stuhle neben seinem Bette lag, zog es an, und stumm und gefast, daß selbst der frevelhafte Franzose ihn verwundert ansah, folgte er diesem eine kleine Wendeltreppe hinunter, wo er unten vor der kleinen Seitenthür sich in den Wagen setzte. Der General setzte sich auf den Kutschersitz, einige Dragoner mit gezogenem Degen ritten nebenher, und so ging's eiligst durch die Porta del popolo hinaus über Ponte molle, wo zwei Reisewagen mit dem Cardinal-Staatssekretär Pacca und elf Mann Gensdarmen schon warteten, und mit diesen setzte der Papst die Reise fort, schwach und krank wie er war, denn er litt seit langen Jahren an zwei der furchtbarsten

Krankheiten, an Stein und Bruch. In Florenz nahm man ihm, Niemand weiß warum, seinen bisherigen Begleiter, und gab ihm dessen Bruder, den Prälaten Pacca, mit, und mit ihm reiste er über Alessandria und Tortona nach Genua, wo er auch am 13. Juli Abends spät eintraf. Die höchste Wachsamkeit der Polizei hatte nicht verhindern können, daß die Ankunft des hochverehrten Reisenden allgemein bekannt worden war. Mehrere Personen aus Genua waren ihm entgegen gereist und hatten auf verschiedenen Stationen Diner und Souper (Mittag- und Abendessen) bereitet, wovon der Papst jedoch nichts genießen wollte, und in der Stadt selbst sammelte sich das Volk in der Strada nuova und Strada Balbi, wo er durchfahren mußte. Dies war jedoch im Rathe der französischen Polizei anders beschlossen. In Castagna wurde der Papst eingeschifft in ein kleines elendes Boot, in feuchter Nacht, bei unruhigem Wetter und hohen Wellen, und während die leeren Rutschen durch die Stadt fuhren, ruderte man so das Oberhaupt der Christenheit um den Hafen von Genua herum, nach dem Dorfe S. Pietro in Arena, wo sich die Rutschen fanden, aber statt des bisherigen Begleiters abermals ein neuer Cardinal Doria. Durch diese feige Vorsicht der Polizei waren wir alle, die wir mit Herzklappen vor der Stadt auf den verehrten Greis warteten, hintergangen; wir erfuhren es erst spät nach langem Warten, ich eilte sogleich nach S. Pietro in Arena, fand aber daselbst nichts mehr als einen Haufen von Menschen aus dem Volke, die in der finstern Nacht, im feuchten Winde, bei hochgehenden Wellen, am rauschenden Meeresufer um einen Bootsknecht versammelt waren, der mächtig gestikulirte. Als ich hinzutrat, schwieg der Redner. Zu meiner Freude fand ich zwei Marinare (Schiffer), die ich mit ihrer Gondel für meinen Aufenthalt in Genua gemiethet hatte; der eine, Franzesko, stellte mich den übrigen als seinen Freund und Gönner vor und als einen redlichen Russen, der es mit den Franzosen nicht besser meine, als er und sie alle, und so bewog ich durch ein Geschenk den Redner, seine Erzählung von Neuem anzufangen, denn ich erfuhr, daß er einer von den zwei Marinare war, die den Papst gefahren hatten, und daß er eben davon erzählte. Die Umstehenden waren verwundert, daß gerade ein Russe dazu kommen mußte, und als auf ihre Frage, wie ich heiße, Franzesko mich nach meinem Taufnamen, Signor Alessandro nannte, da rief ein Schenkwirth aus dem Dorfe: „Er nennt sich, wie der Kaiser von Moskowien (Rußland)!“ und ich merkte an den großen Augen, die mich überall ansahen, daß allerlei abergläubische Ahnungen in den Köpfen herumspukten mochten. Der Redner erzählte indessen im wesentlichen Folgendes: Mein Boot schwankte in Castagna am Ufer und wurde von den Wellen geworfen, so daß das Brett, das wir von ihm ausgeworfen hatten, gar nicht halten wollte; ein alter Geistlicher stand lange davor und konnte immer nicht Fuß fassen, und Niemand reichte ihm die Hand. Ich sah ihn immer an und wußte nicht, was ich denken sollte: das wußte ich wohl, daß heute der Papst kommen sollte, aber daß er so allein und unansehnlich dastehen könne, und daß ich zu so großer Ehre aufgehoben sein sollte, das kam mir nicht in den Sinn, und da man mich miethete, hatte man mir auch nichts gesagt; ich wußte nicht, ob ich ihm helfen, oder auf die Kniee fallen sollte; endlich gab ich ihm die Hand, er ergriff sie mit der

einen und stützte sich mit der andern auf meine Schulter, und stieg so in's Boot.

Ehe der Abbate sich setzte, fuhr der Marinaro in seiner Erzählung fort, gab er mir die Santissima Benedizione (heiligen Segen), und die ging mir gerade in's Herz; ich sah nun, was das für ein Mann war und fiel auf die Kniee im Boote; aber die vier Gensdarmen, die mit einfielen, pusten mich und drohten mir; da habe ich wohl gerudert, aber ich habe ihn immer angesehen; und er zitterte am ganzen Leibe und klapperte mit den Zähnen, und er war so dünn gekleidet; ich wußte lange nicht, ob ich dürfe, endlich faßte ich ein Herz und zog meine Jacke aus und hing sie ihm um: da machte er dreimal das Kreuz über mich und sprach einige Worte; ich fiel platt nieder auf's Gesicht und Carluccio auch, und die Franzosen nahmen ihre Hüte ab; das war gerade, wie wir dem Leuchtturm nahe waren. Wie wir hier landeten, da wollte das Boot nicht stehen, ich mußte mit Carluccio in's Wasser treten und es halten, es drangen so viel Soldaten auf das Boot zu und holten ihn, aber er sah sich nach mir um und gab mir das Wams wieder; ich habe wohl gerufen: *guardata la! guardata la!* (behalte es!), aber es ging so schnell, sie umringten ihn und er war gleich fort, und hernach sagten mir die andern alle: ach, Giuseppe (Joseph), du hast den Santissimo Padre (heiligen Vater) gefahren.

Ich habe wie ein Kind — — und dabei erstickten abermals Thränen die raue Stimme und rannen über die braunen Backen herab. Er hatte eben die Jacke über dem Arme hängen, ich griff darnach und bat ihn dringend, sie mir zu verkaufen, so theuer er immer wolle. „Nicht für tausend Lire!“ rief er und hielt sie hoch in die Höhe. Die andern drängten sich hinzu, jeder faßte das Wams an, betrachtete es verwundert und wog es mit der Hand, und wenn einer ein Wort vorbrachte, so war es immer nur: ach, Giuseppe, Du hast den Santissimo Padre gefahren!

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Von der Parteiverdummung giebt ein sprechendes Beispiel die mehrfach hervorgetretene Sucht, den Quellenfinder Abbé Richard zu verkleinern, dessen Ruf freilich so begründet ist, daß er die Mißgunst kleiner Geister schon ertragen kann. Man kann derlei nur auf Rechnung des Fanatismus schreiben, dem der Anblick jedes kathol. Geißlichen schon Bauchkneipen verursacht, das um so grimmiger wird, wenn man einem solchen den Vorrang der Wissenschaft einräumen muß. Sonst ist kein vernünftiger Grund für das Gebahren gewisser Leute denkbar. Uebrigens ist Abbé Richard nicht der erste Priester, der die Wissenschaft der Quellenfindung in so eminenter Weise besitzt. Vor ihm hat Abbé Paromelle in Frankreich in zahllosen Gemeinden der Wassernoth durch Aufzeigung von unterirdischen Quellen abgeholfen, der sich ebenfalls fast nie bei der Angabe irrte und von den Leuten wie ein Wunderthäter verehrt ward. Er mußte es beständig hervorheben, daß er seine Quellenfindungssicherheit lediglich geognostischen Studien verdanke und auf Unfehlbarkeit nicht Anspruch machen könne.

Münsterberg, 25. Oktober. Heute feierte der Schulrektor Casper sein Amtsjubiläum, für das sich die allgemeinste Theilnahme aus Nah und Fern kundgab. Selbst aus München und Potsdam gingen glückwünschende Zuschriften von ehemaligen Schülern ein. Der allgemeinen Verehrung gegen den Jubilar gaben H. Erzpriester Teuber und Graf v. Strachwitz warmen Ausdruck. Am Schlusse des Festmahles wurde auf Anregung des Kreis-Sekretärs Hampe für die Schullehrerwitwen-Kasse gesammelt und 17 Thlr. eingenommen. —

Kindau. (Saurer Wein.) Einst kam der Herr mit seinem Begleiter Petrus auf einer Wanderung nach Kindau am Bodensee, wo sie aber, anstatt Herberge zu empfangen, von den harten Bürgern ausgewiesen wurden. Da trafen sie vor dem Thor einen Tagelöhner, der sie freundlich aufnahm und mit ihnen theilte, was er und sein Weib hatten. Da erlaubte ihnen der Herr, sich etwas auszubitten, und sie baten um ein Gärtchen und um einen Acker. Am andern Morgen fanden sie ihren Wunsch weit übertroffen. Als das die Kindauer hörten, ließen sie dem Herrn sagen, daß sie ihm gerne ein Nachlager gegönnt hätten, aber sie wußten ja nicht, wer er sei. Der Herr kehrte ruhig um und ließ sich von den Kindauern bewirthen. Dem Petrus war das nicht recht. Nach der Mahlzeit baten sie den Herrn, da sie alles Andere schon besäßen, um Weinreben, und der Herr gewährte sie ihnen. Auf dem Weg fragte Peter: „Herr, warum hast Du den neidischen Leuten Wein wachsen lassen?“ — „Sei ruhig Peter,“ entgegnete der Herr, „sie werden sich nicht übertrinken daran.“ Der Kindauer Wein soll nämlich fast aller sauer sein, wie der schlesische, der in zerrissene Stiefeln gegossen sie so zusammenzieht, daß kein Hock daran zu sehen.

Wien. (P. Clemens M. Hofbauer.) Den „Kath. Bl.“ als Einz. wird von Wien geschrieben: Die seit ungefähr einem halben Jahre hier in Wien gepflogenen Conferenzen zum Prozeß der Seligsprechung des ehrw. P. Clemens Maria Hofbauer, ersten deutschen Redemptoristen, führten bereits zu einem sehr erfreulichen Resultate. Nachdem bei 60 Zeugen, die den Diener Gottes noch persönlich gekannt hatten, waren vernommen worden und diese hochwichtige Angelegenheit immer weiter vor-schritt, sind, wie man uns von guter Seite mittheilt, drei auffallende Wunder, die um der Verdienste des Seligen willen Gottes Allmacht und Güte gewirkt, erwiesen und festgestellt worden, so daß vielleicht in nicht mehr ferner Zeit das für jeden gläubigen Oesterreicher frohe Ereigniß der Seligsprechung eines Landesmannes eintreten dürfte, natürlich ohne dabei unsere Geranten „von der öffentlichen Meinung,“ die ihre Schnäbel wegen der im nächsten Monat erfolgenden Beatifizierung des ehrw. Paters Canisius schon tüchtig gewetzt haben — — um Rath zu fragen.

Freiburg. (Wunderbar sind Gottes Wege.) Vor dem Jahre 1848, als das Colleg der Gesellschaft Jesu noch in Freiburg in der Schweiz bestand, erschien daselbst eine gebildete Dame und begehrte Unterricht in der katholischen Religion. Die Bitte wurde ihr im Refectorium in Gegenwart von jedesmal zwei Paters gewährt, ohne daß sich diese erkundigten, wer sie sei. Um die Zeit ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche ergab sich nun Folgendes: Sie war die Tochter eines protestantischen Predigers, welcher seine Predigten in seinem Saale einsam laut memorirte.

Hierbei hatte ihn die Tochter wiederholt belauscht, und wenn der Vater auf- und abging, oft die Worte von ihm gehört: Es ist doch schrecklich, solche Sachen seiner Familie wegen dem Volke sagen zu müssen. Die Tochter dachte, wenn unser Vater unsertwegen dies und so gegen den katholischen Glauben predigt, so muß ich diesen näher kennen lernen. Und so hatte sie sich entschlossen, zu den Jesuitenvätern zu gehen.

Durch Frankreich wurde vor einiger Zeit ein Mann von athletischen Formen von Gensdarmereiposten zu Gensdarmereiposten escortirt, der aus Cayenne entflohen war, und zwar unter Umständen, die einen außerordentlichen Muth und übermenschliche Kraft verrathen. Er ist ein Mulatte von der Insel Martinique, Namens Gaspard Montar. Von Cayenne war er über einen mehr als eine Viertelmeile breiten Meeresarm geschwommen, um zu einer kleinen Insel zu gelangen, wo er sich eines indianischen Flosses bemächtigen zu können hoffte. Die Hoffnung trug ihn, und er blieb acht Tage, nur von Wurzeln lebend, auf der Insel, bis ihn der Zufall eine Art Fackelmesser finden ließ, mit welchem er einen Baumstamm sägte und diesen in Klöße zerhieb, welche er zu einem Flosse verband. Auf diesem wagte er sich nun in den unermesslichen Ocean, als Segel diente ihm eine Hängematte, zur Nahrung etwas Maismehl, das er Indianern genommen, der Nordstern war sein Führer und sein Kompaß. Weder Hunger, noch Durst, noch Stürme halten ihn ab, muthig auszuharren, und er landet nach einer Ueberfahrt von 45 Tagen von Hunger, Kälte, Anstrengung erschöpft, fast nackt, bei Boulogne sur Mer. Neues Unglück erwartet ihn da, denn die erste Person, auf die er stößt, ist ein Gensdarmere-Brigadier, welcher ihn aufgreift und von Neuem den Händen der Justiz überliefert. Die städtischen Behörden, die Seelenstärke des Mannes bewundernd, ließen sich den entlaufenen und wieder aufgegriffenen Sträfling zeigen, gaben ihm Kleider und leiteten für ihn eine Sammlung ein, die 30 Franken eintrug. Dann wurde er unter Gensdarmere-Escorte mitten durch Frankreich in das Bagno von Toulon abgeführt, wo er seiner Wiedereinschiffung nach Cayenne entgegensteht.

Von meinem bestens assortirten

Cigarren-Lager

aus den renommirtesten Fabriken empfehle ich besonders die Sorten zu 10 Tblr., 13 $\frac{1}{3}$ Tblr., 15 Tblr., 20 Tblr. und 25 Tblr. per mille einer geneigten Beachtung.

Oscar Jos. Kaiser,

[343] am Neumarkt Nr. 27, im weißen Hause.

In der Buchdruckerei von A. Neumann, Schubbrücke Nr. 32, sind stets vorrätzig: Formulare zu **Tauf-, Trauungs- und Begräbnißbüchern, Kirchenrechnungen, Schulprüfungsprotokollen, Taufberichten, Tertiallisten, Populationslisten, Extracte zu Kirchenrechnungen, Nachweisungen über Ausleihung der Kapitalien, sowie sämtliche kirchliche und Schul-Formulare.** [342]

Kölnen ja 1 Tblr. — Bei 20 Stück ein Freiloos. — **Zich. im Dombau-Deubr.** — Hauptgew. 100.000 Tblr. — Nach ausw. Loose } geg. Postvorsch. — **Schlesinger, Breslau, Ring 52.**

Kölner Dombau-Loose à 1 Thaler.

Bei 20 Loosen 1 frei sind fortwährend zu haben bei

[315] **G. P. Aderholz in Breslau.**

Geschäfts-Eröffnung.

Hiermit beehre ich mich ganz ergebenst anzuzeigen, daß ich am heutigen Tage meine **Hut-Fabrik, Neue Sandstraße Nr. 17** (nicht an der Sandthor-Brücke), eröffnet habe.

Ich hoffe das Vertrauen eines geehrten Publikums durch gute, elegante Fabrikate, bei den solidesten Preisen, aufs Beste zufrieden zu stellen.

Herren- und Damenhüte, Knaben- und Kinderhüten in beliebiger Auswahl! Ganz ergebenst

[344] **Mag Brosig, Hutfabrikant.**

Eine große Krippel-Ausstellung

zum Ankauf, mit natürlichem Stalle, im Hintergrunde Felsgrötte, vielen beweglichen Figuren, ein künstlicher Springbrunnen mit 14' hohem Wasserstrahl und gehender Wassermühle; eine besondere Abtheilung „das Paradies“ mit künstlich-natürlichem Apfelbaum und der darum entsprechenden Thiergruppen, Tiger, Löwen etc. Das ganze Krippel enthält mehr als 200 Figuren, es würde sich besonders für eine größere kathol. Anstalt eignen. Das Nähere hierüber ist in der Expedition d. Bl. zu erfahren.

Sein **reichhaltiges Pelzwaarenlager** von **Gehpelzen** aller Art mit Fieber, Fischotter, Zitis, Genotten und Waschbär-Besäßen, **Muffs** von Bisam, Genotte, Zobel, Kaninchen, Fehle, Zitis, sowie seine große Auswahl von Sommer- und **Wintermägen** und aller in sein Fach schlagender Artikel empfiehlt

Johann Schiwka,

Ring 14 und Nikolaistraße 78 im 1. Viertel vom Ringe.

Eine Person in gefestem Alter, in Haus- und Landwirtschaft erfahren, sucht Stellung als Wirthin bei einem geistlichen Herrn und kann, wenn es gewünscht wird, bald antreten. Zu erfragen Schubbrücke 27, 3 Treppen, bei Madame Schubert.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

Breslauer Börse vom 21. November 1864.

Freiw. Staatsanl.	4 $\frac{1}{2}$	—	Schles. Pfandbr.	3 $\frac{1}{2}$	91 $\frac{1}{2}$ G.
conv. v. 50 u. 52	4	97 B.	do. Rufftal	4	99 $\frac{1}{2}$ G.
Preuß. Anl. 1853	4	—	Schles. neue Lit. A.	4	100 G.
Preuß. Anl. 55.56	4 $\frac{1}{2}$	101 $\frac{1}{2}$ G.	do. Lit. B.	4	100 $\frac{1}{2}$ B.
Preuß. Anl. v. 59	5	106 $\frac{1}{2}$ B.	Schles. Lit. C.	4	99 $\frac{1}{2}$ B.
Präm.-Anl. 1855	3 $\frac{1}{2}$	127 $\frac{1}{2}$ B.	do. Lit. B.	3 $\frac{1}{2}$	—
Staats-Schuldb.	3 $\frac{1}{2}$	90 G.	Schles. Rentenbr.	4	98 $\frac{1}{2}$ B.
Posener Pfandbr.	3 $\frac{1}{2}$	—	Posen. Rentenbr.	4	95 $\frac{1}{2}$ B.
do. do.	4	—	Defterr. Nat.-Anl.	5	68 $\frac{1}{2}$ B.
do. neue	4	94 $\frac{1}{2}$ B.	Defterr. Banknoten	86 $\frac{1}{2}$ G.	

Getreide-Preise vom 21. November 1864.

W. Weizen Schfl.	62-68-73	5g.	Erbsen Schfl.	60-64-70	5g.
G. Weizen	61-64-68		Kartoffeln Sack	22-26	
Roggen	40-42-44		Raps 150 Pfd.	194-210-218	
Gerste	32-35-38		Wint.-Rübsen	186-198-206	
Hafer	24-28-31		Som.-Rübsen	154-174-184	

Kleesaat, rothe, ord. 12 $\frac{1}{2}$ — 13 $\frac{1}{2}$ Tblr., mittlere 14 — 15 $\frac{1}{2}$ Tblr., feine 16 $\frac{1}{2}$ — 17 $\frac{1}{2}$ Tblr.; weiße, ord. 13 $\frac{1}{2}$ — 15 $\frac{1}{2}$ Tblr., mittlere 16 bis 17 $\frac{1}{2}$ Tblr., feine 18 — 19 $\frac{1}{2}$ Tblr. per Centner.